

# Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 83.

Sonnabend, den 15. Oktober 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

**[Stand der Welthandel.]** Der österreichische Kaiser hat zum Bau des kathol. Glockenthurmes in Kiel 400 Thaler übermitteln lassen. Bisher war es den Katholiken Holsteins, obgleich dieses sich selbst über dänische Bedrückung schmerzschreiend beklagte, nicht gestattet, auf ihren Kirchen Thürme und Glocken anzubringen, auch ein Beispiel von Toleranz, die sich unsere Gegner beständig anrühmen, wie sie auch solche in der Schweiz praktiziren, wo beispielsweise in Basel kein Katholik Bürger werden kann, wenn er nicht seine Kinder protestantisch werden lassen will. Man meldet nun dem „N. Sonntagsblatt“ aus Kiel: Es giebt bekanntlich in Schleswig-Holstein eine sehr intolerante Partei, und diese seit im Lande nirgends stärker vertreten, als gerade in Kiel. Zu ihr gehören keinesweges lauter gläubige Lutheraner, sondern Manche, die in ihrer christlichen Ueberzeugung ziemlich auf Null gekommen sind, ja gerade Leute dieser Sorte zeigen sich in ihrem Haß gegen alles Katholische mehrfach am erbittertesten und fanatischsten. Wenn solche von Thurm und Glocken auf der kathol. Kirche etwas sehen oder hören, so wird ihnen jedesmal ganz übel, und sie können dann nicht umhin, ihrem Herzen in allerlei häßlichen Aeußerungen Luft zu machen, wie etwa: Bald werde das Gebimmel auf der kathol. Kirche kein Ende nehmen und den ganzen Tag die Ohren belästigen; — die Wohnungen in der Nähe der kathol. Kirche würden in Folge dessen künftig im Miethepreise sinken u. s. w. Solche und ähnliche Stoßauszer kann man jetzt in Kiel öfters hören; das Beste ist, daß der Thurm auf der kathol. Kirche nicht davon umfällt und daß solche Aeußerungen der Intoleranz bei der besser gesinnten Mehrzahl der Protestanten keinen Beifall finden. Die hiesigen Katholiken aber wünschen sehnlichst, daß sie bald unter Freudengeläute den Tag feiern können, an welchem das jüngst erhöhte Maß religiöser Freiheit für die Katholiken Schleswig-Holsteins bis zur vollen religiösen Gleichberechtigung mit den Mitgliedern der lutherischen Konfession erweitert wird, und wo die Ausnahmebestimmungen des Religions-Gesetzes vom 14. Juli, welche fast ausschließlich gegen die kathol. Kirche und ihre Orden gerichtet sind, sämmtlich wegfallen. Wie viele Katholiken haben für Schleswig-Holsteins Befreiung ihr Blut und

Leben geopfert! Wie viele kathol. Ordensschwester haben der Sache Schleswig-Holsteins um Gottes willen Opfer gebracht durch Pflege der kranken und verwundeten Soldaten im gegenwärtigen Kriege! Da ist es nichts weiter, als die Abtragung einer Schuld des Dankes und der Erkenntlichkeit, wenn alle Ausnahmebestimmungen gegen die kathol. Kirche und ihre Orden aus der Gesezgebung Schleswig-Holsteins fortgeschafft werden.

In Wien hat der neue Universitätsrektor Dr. Hyrtl, Mediciner, eine einschneidende Rede gegen den Materialismus bei seiner Einführung in sein Amt gehalten und sind diejenigen außer sich, welche für sich die Ehre in Anspruch nehmen, nichts als ein belebter wandelnder Düngerhaufen zu sein. Da diese edlen Herrn den Menschen sonach nur für das „größte Vieh“ halten, vielleicht durch die Erfahrung an sich auf diese geniale Auffassung hingeführt und den „Geist“ aus der Menge und der chemischen Beschaffenheit des „Gehirns“ als dessen Phosphoreszenz etwa so ableiten, wie das Leuchten der Zrlichter aus sumpfigem Boden, so bedeutet sie Dr. Hyrtl, daß diese Theorie faul sei, indem der Schimpanse (Affe) wohl das Drittel des menschlichen Gehirns, nicht aber auch das Drittel des menschlichen Verstandes besitze und indem die Gans „verhältnismäßig“ dasselbe Quantum Gehirn wie der Mensch habe, ohne mit ihrer „geistigen“ Thätigkeit im gleichen Verhältniß zu stehen. Wenn man den Geist als das Leuchten des Gehirnpbosphorgehaltes ausbebe, so sei auch das gegen alle Wahrheit; denn das Gehirn des Idioten enthalte dasselbe Phosphorquantum, wie das des gesunden Menschen und doch, wie verschieden ihre Geistes-thätigkeit! Zum Schluß sagt Dr. Hyrtl: „Sollte der unendliche Geist, der sein Wissen allenthalben in hellen Zügen niedergeschrieben, die Gefahr einer hoffnungslosen Sehnsucht, die nie befriedigt werden kann, in unser Herz gelegt haben? Hier steht die Wissenschaft am Ende ihres Forschens. Es wird stille im kühnsten Forschergeiste. Der Glaube tritt in seine heiligen Rechte, der Glaube, den die Wissenschaft nicht widerlegen und nicht beweisen, wohl aber sein Gegenteil als nicht begründet in der Natur der Dinge darlegen kann. Lösch aus dieses Himmelslicht und der Selbstmord tuer Seele macht



aus dem stolzen Herrn der Welt nichts als ein Häuflein stickstoffreichen Düngers für den Ader. . . Wird der Materialismus im Principe zugestanden, sodann achtet wohl auf seine unabwiesbaren Folgen! Die theuersten Güter unseres Selbst sind nur Ausflüsse säkularer Irrthümer, unsere Civilisation das Aggregat selbstsüchtiger Interessen; es giebt nichts auf Erden, an dem unsere Liebe und Hingebung nicht verschwendet wäre. Gottesfurcht wird zur blinden Angst vor den Naturkräften, Glaube wird fromme Schwärmerei, die nur darum geduldet wird, weil sie nicht schadet, alle Moral ein System abtönnlicher Täuschungen, um die Massen an dem schweren Karren der Zeit ziehen zu lassen bis zu ihrem Ende; das Gewissen, die stillschweigende Anerkennung des Strafgesetzbuches, der Lebenszweck sinnloser Genuß des Augenblickes ohne jegliche Pflichten; die Begeisterung des Genies, die Inspiration der Kunst, die Triumphe der Wissenschaft nichts weiter als ein heißes Fieber des Gehirns, die Triebe des Menschenherzens thierischer Instinkt. Lasset diese trostlose Lehre Wurzel schlagen in den Gemüthern der rohen Haufen, sendet ihre Apostel aus zu den Tausenden und Tausenden, für welche die Zustände der menschlichen Gesellschaft nichts als Noth, Entbehrung und den Typhus des Hungers in Bereitschaft halten und seht, zu welchen fürchterlichen Folgen ihr Anlaß gegeben. Nicht mit draconischen Gesetzen des positiven Rechts, nicht mit der Souveränität des Volkswillens werdet ihr den gänzlichen Zerfall aller menschlichen Verhältnisse zu verhüten im Stande sein. Höret auf die Lehren der Geschichte! sie ist nicht neu, solche Zustände sind aus gleichen Bedingungen schon vorhanden gewesen. Die Revolutionen haben zu allen Zeiten thätige Agenten gefunden. Als unmittelbare Folgen werden Anarchie, Aufruhr, Verrath, politischer Mord, Laster und Verbrechen in der häßlichsten Gestalt, Gleichheit und Gemeinschaft des Besitzes von Gütern und Personen, Vielweiberei und Blutschande als magna charta dieser neu erlangten Stufe der Menschheit auftreten. Für das mündig gewordene Volk kommt aus der bluttriefenden Asche der durch die Cloaken geschleiften Königsleichen Gleichheit des Glends, Brüderlichkeit der mit Maschinen beschleunigten blutigen Arbeit des Herkers.“

Ueber die Haltung des hl. Vaters der napoleonisch-emanuelischen Convention gegenüber sagt der protest. „Morning Herald“ in London: „Der Papst widersetzt sich nicht nur darin, seine Länder abzutreten, wie das auch jeder andere Souverän thäte, sondern er kann das auch weit weniger, als irgend ein anderer Souverän. — Diese Länderstrecken sind nicht sein Eigenthum, er kann sie also nicht abtreten, er ist nur deren Bewahrer. Das Erbe Petri und dessen Dependenzien sind kein Königreich des Papstes, sondern Staaten der Kirche, und nur einzig und allein ein ökumenisches Concilium kann sie veräußern. Sodann muß der Papst seinen Charakter als Souverän beibehalten, denn er glaubt, und alle Katholiken mit ihm, daß dieser Charakter als Souverän zur freien Ausübung seiner Autorität als Oberhaupt der Kirche, als geistliches Haupt so vieler Millionen und Nationen nothwendig ist, die nicht dulden werden, daß er Unterthan irgend eines

auswärtigen Fürsten sei. Außerdem bedarf der Papst eines gewissen Einkommens; der päpstliche Hof ist nicht verschwenderisch; seine Gewohnheiten sind einfach. Allein die Ausgaben für die religiösen Feierlichkeiten, die Wohlthätigkeits-Anstalten, erheischen Summen, die durch Petersheller nicht aufgebracht werden können; noch weniger aber könnte er in dieser Beziehung von dem guten Willen oder der Aufrichtigkeit irgend einer Fremdmacht abhängen.“

Was die Revolutionspartei bei ihrer Hege auf Rom wirbrückt „Le Monde“ sehr gut so aus: „Die Enthauptung der Kirche durch die Absetzung ihres Oberhauptes, des zum Unterthanen gewordenen Königs, und somit auf die Rolle beschränkt, die in Rußland, England und andern Ländern Europa's, die Oberhäupter der schismatischen oder häretischen Kirche spielen, das ist der Haupt- und wesentliche Zweck der Revolution. Die Maurerei, welche die Eroberung der Welt erträumt, hat die Unmöglichkeit begriffen noch Ziele zu gelangen, so lange der Katholizismus noch nicht zu Boden gerissen; darum hat sie denn auch die Lösung gewählt: „Rom muß fallen!“ Unter der Zahl der Haupthebel, um das Papstthum zu stürzen, figurirt die Einheit Italiens, die riesige Albernheit, wie Ventura sich ausdrückt, an die kein Mensch glaubt, nicht einmal die Sektirer, welche sie verbreiten! Und der Beweis dafür liegt darin, daß nach allen Unthaten, welche das moderne Italien schuf, die Revolution es noch nicht gewagt hat, den Nationalwillen zu befragen; sie hat die Souveränität des Volkes geschändet und mißachtet, und ihm die Wahlurne als unwissend und ungebildet verwehrt. Für die Revolution ist das Volk das Lastthier, welches die Bestimmung hat ihre stets leeren Sädel zu füllen und ihr Soldaten zu liefern. Und noch nie hat eine demokratische Stimme sich vernehmen lassen, um im Namen des Volkes zu protestiren! Unsere Nationalitätsschwinder, die dem Scheine nach mit dem Voos von einem paarmal hunderttausend Schleswig-Holsteinern so theilnahmsvoll sich beschäftigen, über die man durch die Gewalt der Eroberung verfügt, haben ruhig zugeesehen, wie gleich rohem Gethier fünf Mill. Menschen an der Thüre dieser Wahlversammlungen consignirt waren, wo ein paar tausend Carbonari und Freischärler über deren Geschick verfügten. Das italienische Parlament, dieses sogenannte National-Parlament, repräsentirt keine 170,000 Wähler auf einer Bevölkerung von zweihundzwanzig Millionen Menschen. Das wagen die Katholiken feindlichen Blätter nicht zu sagen, das verbergen sie gar sorgsam ihren Lesern.

Ihr Liberasten, die Ihr seit drei Jahren so viel Klageklieber über die verkannten Rechte jener armen Römer anstimmet, weshalb diese Gleichgültigkeit gegen die übrigen Bewohner der Halbinsel?

Ihr Demokraten, die Ihr, um ein paar Sitze in der Kammer zu erjagen, die Urwahlen bis in die Wolken erhebt, weshalb findet Ihr es gut, daß man sie in Italien mit Füßen tritt??

Wir werden es Euch sagen.

Das, was Ihr in Italien verfolgt, ist nicht die Einheit um der Einheit willen; es ist auch nicht der Triumph der



Souveränität des Volkes. Wenn Euer Verstummen über die Wahlumtriebe noch daran Zweifel aufkommen ließe, dann mußte man vollends durch Euer Jubelgeschauze davon überzeugt werden, als Ihr sahet, wie ein Heer von 100,000 Mann die neapolitanische Nationalität in den Staub trat. Aber mit der Einheit ist nur noch ein einziger König in Italien; es ist kein Platz mehr für den Ober-Priester-König, kein Platz mehr für jenes Papstthum, ohne dessen Untergang die Universal-Revolution absolut nicht möglich ist.

Ihr habt Euch im Jahre 1848 für Sieger ausgegeben. Einen Moment habt Ihr Rom besessen. Die Illusion war von keiner Dauer. Von Frankreichs Kriegern verjagt, mußtet Ihr Eure Projekte vertagen. Heute scheint Euch die Stunde gekommen, um sie wieder aufzunehmen. In zwei Jahren wird das französische Heer aufhören, den Statthalter Christi zu schützen. Da, welche Freude in der ganzen Sekte! Sicherlich, meinen sie, ist es nun um jenen alten Thron geschehen, der allen Stürmen seit achtzehn Jahrhunderten getroht, und Mazzini und Garibaldi, Voltaire und Renan werden sich den Bruderfuß auf den Trümmern des Tempels geben!

Und dennoch wird durch den neuen Vertrag — so sagt der „Constitutionnel“ — Italien sich verpflichten, das päpstliche Gebiet zu respektiren und mit Gewalt die von Auswärts gegen dieses Gebiet gerichteten Angriffe abzuwehren. Mit anderen Worten, Italien verzichtet durch diesen Traktat auf seine Absichten auf Rom; es thut noch mehr, es verpflichtet sich, das Erbe der Kirche gegen die Freischällerei zu verteidigen. Wenn dem so ist, dann Adieu Einheit, Adieu Rom, Hauptstadt, Adieu all ihr Projekte des Carbonarismus. Aber die „Opinion nationale“ antwortet, Italien verzichte nicht auf Rom, was weiter nichts als ein cynisches Gesändniß ist, daß, trotzdem es sich nicht allein verpflichtet, das Gebiet der Kirche zu respektiren, sondern sogar es zu verteidigen, Italien fest entschlossen bleibt, dieser Verpflichtung nicht im mindesten Rechnung zu tragen, und den ersten, besten Anlaß zu ergreifen, um Rom an sich zu reißen. Sollte die Gelegenheit dazu gar zu lange auf sich warten lassen, dann wird man sie schon in's Leben zu rufen wissen. Die revolutionären Journale entblöden sich nicht, dies zu verstehen zu geben. Aber die Katholiken werden ihr Gedächtniß noch nicht verloren haben und Castelfidardo nicht vergessen!

Aus einem Hirtenbriefe des hochw. Bischofs Simon von Buffalo theilt das „Westphäl. Kirchenblatt“ folgende Stelle über das Wachsthum der hl. kathol. Kirche in Nordamerika mit. „Im Jahre 1700 wurde unter dem Grafen Bellamont, Gouverneur dieses Staates (New-York), ein Gesetz gegeben, welches zu ewigem Gefängniß alle kathol. Priester oder Jesuiten verurtheilte, die sich in dem Staate fänden, und falls sie dem Gefängnisse entwichen, mit dem Tode bedrohte. Dasselbe Gesetz verurtheilte zu dreitägigem Pranger und zu 200 Frcs. Geldstrafe einen Jeden, sei es Katholik oder Protestant, welcher einen verbannten Priester beherbergt habe. Dieses grausame Gesetz wurde erst 1784 aufgehoben. Im Jahre 1703 bewilligte die Königin Anna von England Gewissensfreiheit allen Dissidenten im Staate New-York —

blos die Katholiken waren davon ausgenommen. Unter solchen Gesetzen konnten die Katholiken kaum in diesem Staate existiren. — Als ich vor sechszechn Jahren in diese Diözese kam, betrug die Zahl der Katholiken in derselben kaum 20,000. Sie hatte zu jener Zeit keine wohlthätige Anstalt, außer einem kleinen Waisenhause zu Rochester. Es gab kaum einige kathol. Schulen und nur sechszechn Kirchen, meistens arm und dürftig, befanden sich in der Diözese. Jetzt besitzt dieselbe sieben Waisenhäuser, mehrere große Hospitäler, achtzehn Klöster, sehr viele Schulen für Kinder; 17,845 kathol. Kinder gehen regelmäßig in die Schule, ungefähr 3000 besuchen gelegentlich die Schule, demnach beträgt die Gesamtzahl der kathol. Schulkinder in dieser Diözese 20,000. Ueber einhundert und vierzig Kirchen, meistens schön und würdig ausgestattet, nehmen die Stelle der früheren 16 armseligen Kirchen ein, welche zur Zeit, als diese Diözese errichtet und ich zu ihrem ersten Bischof ernannt wurde, vorhanden waren. Man zählt gegenwärtig mehr als 200,000 Katholiken in dieser Diözese. Während die Bevölkerung sich im Allgemeinen nur wenig vermehrt hat, hat sich die Zahl der Katholiken in den letzten sechszechn Jahren verzehnfacht.“

† Aus der Niederlausitz. (Der St. Joseph-Verein.) (Fortsetzung.) — Ich denke mir einen Verein von Kindern und Erwachsenen, die nicht einen wöchentlichen oder jährlichen bestimmten Beitrag liefern, sondern nur in gewissen Zeitabschnitten, in glücklichen Tagen und Stunden des Lebens oder in besonderen Anliegen, wo das Herz in Freude oder Bitte zu Gott aufgeht, und gern eine Gabe auf den Opferaltar niederlegt. Fangen wir zunächst bei den Kindern an, deren zarte Herzen am leichtesten für das Gute zu gewinnen sind. Gewöhnen wir sie frühzeitig daran, Gott für empfangene Wohlthaten dankbar zu sein, und ein Opfer zu bringen.

Wenn Eltern ihre Kinder mit dem 5. oder 6. Jahre zur Schule führen, haben sie einen großen Theil der Elternsorge zurückgelegt; ihr Auge ruht mit Wohlgefallen auf dem Lieblinge ihres Herzens und ihrer Sorge, und sie wünschen nichts sehnlicher, als daß er zunehmen möchte — wie der holde Jesusknabe — an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Wenn nur der Lehrer, dem die Kinder anvertraut werden, diesen günstigen Augenblick zu benutzen versteht und die Eltern ermahnt, ihre Kinder in einen frommen Verein aufnehmen zu lassen, sie der Fürbitte des heiligen Joseph zu empfehlen, und ihm zu Ehren eine beliebige Gabe für arme Waisen zu opfern, so läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß diese Worte bei den meisten, wenn auch nicht bei allen Eltern, den gehofften Zweck nicht verfehlen werden.

Das Kind ist in die Schule aufgenommen, es macht sichtbare Fortschritte, und bringt am Ende des Schuljahres ein gutes Zeugniß mit der frohen Nachricht nach Hause, daß es in eine höhere Abtheilung aufgestiegen, oder in eine andere Klasse versetzt worden ist. Vater und Mutter freuen sich, und drücken voll Freude den Liebling ihres Herzens an die Brust. Sollten sie nicht in dieser frohen Stimmung gern dem fleißigen Kinde die



Bitte gewähren: „Vater, Mutter“ gieb mir einen Dreier oder Sechser, denn unser Herr Lehrer hat gesagt, daß alle, die in eine höhere Klasse oder Abtheilung versetzt sind, eine kleine Gabe für unsere Mitbrüderchen oder Schwesterchen, die weder Vater noch Mutter, weder Seelsorger noch Lehrer, weder Kirche noch Schule haben, opfern sollen. Ich werde dafür recht fleißig sein, damit ich künftiges Jahr wieder in eine höhere Klasse aufsteige, Dir und dem Herrn Lehrer Freude mache. Schreiber dieses weiß aus Erfahrung, wie in solchen Augenblicken die Herzen der Eltern und Kinder freudig angeregt sind, und in dieser frohen Stimmung gern ein kleines Dankopfer bringen.

Der Tag der ersten heiligen Beichte ist ein wichtiger Tag im Leben des Kindes; aber noch wichtiger ist der Tag der heiligen Communion. Er ist ein Tag der Freude für Eltern und Kinder, ein Festtag frommer Familien. Werden die Kinder an diesen schönen Tagen auf die Wichtigkeit und Heiligkeit der ersten heiligen Beichte und Communion von dem Seelsorger aufmerksam gemacht und ermahnt, eine kleine Gabe für die armen Waisen als ein Sühnopfer für ihre Sünden auf den Altar der Nächstenliebe niederzulegen, so werden diese Seelsorger-Worte gewiß nicht den tiefen Eindruck auf Eltern und empfängliche Kinderherzen verfehlen. Schöne glückliche Lebenstage sind die wiederkehrenden Communionstage. Wir empfangen den Gott der Liebe, der Güte und Freigebigkeit. Sollten wir an diesen Tagen, wo das Herz umgewandelt ist in Gott nicht wieder freigebig sein gegen Gott, und ihm zu Liebe ein kleines Opfer für Kinder bringen? „Bringe dem Herrn, Deinem Gott, ein Dankopfer und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde!“ Pslm. 49—14.

Das Kind verläßt die Schule und soll sich einen Lebensberuf wählen, von dem sein künftiges zeitiges und ewiges Wohl und Wehe abhängt. Die Wahl ist oft für Eltern und Kinder sehr schwer und erfordert große Vorsicht, um das Richtige zu treffen, einen guten Lehrherrn oder ein gutes Dienst zu finden. Wenn nun Eltern und Kinder in solchen wichtigen und entscheidenden Augenblicken Gott um die notwendige Erleuchtung bitten, sich dem Schutze und der Fürbitte des heil. Josephs empfehlen, und wieder eine kleine Gottesgabe für arme Kinder bringen, wird Gott ihnen auch die Gnade verleih'n, bei der Standeswahl keinen Fehlgriff zu thun.

Der Beruf ist gewählt. Es ist den Eltern gelungen, den Sohn auf einer höheren Lehranstalt unterzubringen. Er ist fleißig und führt sich gut, steigt von Klasse zu Klasse, verläßt mit Auszeichnung das Gymnasium, und ist die Hoffnung und Freude der Eltern. Gewiß wird der brave und hoffnungsvolle Jüngling, der schon in der Elementarschule seinen Opferspennig entrichtet hat, an solchen schönen Tagen seines jugendlichen Lebens die armen Waisen nicht vergessen.

Der Knabe hat einen guten Meister gefunden, seine Lehrzeit durchgemacht, sein Handwerk gründlich erlernt, ist Geselle geworden und tritt die Wanderschaft an, um sich in guten Werkstätten noch mehr zu vervollkommen. Wieder ein wichtiger Abschnitt des Lebens, der ihn zur Dankbarkeit für die Vergangenheit und zur Bitte um eine glückliche Wanderschaft durch die gefährvolle Welt und Jugendzeit auffordert. Verbindet er nun mit Gebet und Arbeit wieder ein Almosen für arme Kinder, so wird

Gott sein Opfer wohlgefällig aufnehmen und ihn an Leib und Seele vor allem Uebel bewahren. — Ebenso wird auch die Jungfrau, wenn sie entweder einen guten Dienst oder eine gute Versorgung gefunden hat mit einer milden Gabe der armen Kinder eingedenk sein. —

Der Jüngling hat seine Studienzeit vollendet, alle Examina glücklich überstanden, und gelangt zu einem Amte, dem sehnlichsten Ziele aller seiner jugendlichen Sorgen und Mühen. Glücklicher Tag für Eltern und Sohn. Der Geselle kehrt aus weiter Fern mit Erfahrungen und gründlichen Kenntnissen bereichert zurück und gründet einen Hausstand. Die tugendhafte Jungfrau findet einen Lebensgefährten, und verheirathet sich nach langer gut geführter Dienstzeit. Wichtige Lebenstage, an welchen die frohen Herzen gewiß ein kleines Opfer Gott zum Danke für arme Kinder bringen. Dann hat der Jüngling seinen Weg gewählt, so weicht er davon nicht, wenn er alt wird. Sir. 22—6. (Schluß folgt.)

## Schule der Weisheit.

[Die Jagdmesse.] Es war an einem schönen Festtagsmorgen, als zwei junge Freunde sich ihren Mantel um die Schultern warfen, in einen leichten Kahn stiegen und freudigen Muthes auf die Entenjagd ausfuhren. Als die Sonne schon am Mittag stand und das Glöcklein der Pfarre zur letzten Messe läutete, sprach der Jüngere der zwei Kameraden: „Auf! kehren wir um, es ist heute Festtag und wir müssen doch eine Messe hören.“ „So hört doch den Betbruder,“ entgegnete der Andere mit spöttischem Lächeln. „Was Festtag? was Messe? Meine Messe ist heute der Büchsenknall. Die andere kann der Sakristan für uns hören.“ Gesagt, gethan. Er griff in die Ruder, steuerte weiter gegen die Mitte des See's und begann zu schießen. Der Jüngere wollte ihm noch einmal abrathen, doch der Andere gab ihm kein Gehör und wiederholte immer: „Meine Messe ist der Büchsenknall.“ Ermüdet und zu später Stunde schiffen sie endlich zum Ufer zurück. Doch wie sie sich ansickten aus dem Rahne zu steigen, ging auf einmal ein Gewehr los und der Sonntagsschänder erhielt eine solche Wunde an einem Fuße, daß er niederstürzte und die Erde mit seinem Blute färbte. Auf den Hilferuf seines Kameraden eilten die Nachbarn herbei, hoben den Verwundeten auf und trugen ihn in seine Wohnung. Er blieb zwar am Leben, doch mußte er selbes mit seinem Fuße bezahlen, der ihm abgenommen wurde, und mahnt so Alle, die ihn sehen, an die schuldige Ehrfurcht gegen den Tag des Herrn und das Gebot der heil. Kirche. (Aus dem „Osservatori Lombardi di Brescia“ Nr. 61, vom 21. Mai 1863.)

## Das Abendmahl des Herrn von Leonardo da Vinci.

Eine Legende, frei bearbeitet von B. A.

(Fortsetzung.)

Bleich vor Schreck erhob sich der Meister von seinem Stuhl und schaute fragenden Blickes den Herzog an, ob er auch wirklich recht gehört; doch als er des Höflings ansichtig wurde, da



mußte er bestimmt, daß ihn sein Gehör nicht getäuscht, daß er den Ludovico malen solle; denn das höhnische Lächeln um Teosilo's schmale Lippen hatte sich zu einem boshaften Grinsen verzogen. Kein Wort vermochte der Meister zu sagen, er glaubte sein Todesurtheil vernommen zu haben, denn er sollte die Häßlichkeit selbst malen.

Wirr tanzten das struppige Haar, die gläsernen Augen, das erdfarbene, zerrissene Gesicht, der röthliche Bart, die Fleischbeere am Halse des Herzogs in buntem Durcheinander vor den Blicken des Künstlers. Was thun? Sollte sein Pinsel die wüsten Züge des Herzogs veredeln? Sollte er mit der Lünche der Schmeichelei die Schrecken der Häßlichkeit überkleiden und Schönheit und Ebenmaß da hineinbringen wollen, wo Gottes Finger den Schriftzug „abscheulich“ eingegraben? — Dann stand er als erbärmlicher, charakterloser Schmeichler da, dann hatte Leonardo seines Meisters letzte Lehren feig übertreten und seine hohe, edle Kunst entweiht. — Sollte er den Herzog treu nach der Wirklichkeit malen, dann hatte er jedenfalls dessen Zorn zu fürchten. — Schreckliche Entscheidung! Furchtbare Wahl! —

„Andrea, Andrea,“ flehte Leonardo, eingedenk des Testaments seines scheidenden Meisters, „hülfe Deinem Schüler in seiner größten Noth!“

Umsonst, Andrea hörte ihn nicht.

„Und dennoch bin ich meinem Herrn Gehorsam schuldig,“ sagte der Bedrängte zu sich selbst, „ich muß ihn malen, weil er es will, und ich will ihn malen, wie es die Wirklichkeit erfordert, ohne Rücksicht darauf, daß der Herzog mir grollen wird.“

Schon hatte Leonardo Pinsel und Palette ergriffen und malte — naturgetreu.

Noch einmal mußte der Herzog dem Meister sitzen, auf daß er das Bild zur Vollendung bringe. Morgen sollte es fertig sein und der Meister hielt Wort.

Jetzt rückte Leonardo dieses sein jüngstes Werk an die Wand, um es nochmals zu prüfen. — Da sah er denn, welch Schauerbild er geschaffen, jede Falte, jede Linie naturgemäß dem Herzog ähnlich. Der Künstler entsetzte sich vor seiner Schöpfung und rief laut aus:

„Ein Zerrbild der Menschheit! unter dem für Jahrhunderte der Name Leonardo da Vinci's am Pranger stehen soll?! — Dich soll ich der Nachwelt überliefern? — Nein, Du sollst —“ damit hatte er stürmischen Schritts sich dem Bilde genähert und ein kräftiger Fußtritt zerriß dasselbe in tausend Stücke.

„Ei, ei, Meister!“ ertönte es im Rücken Leonardo's, „Ihr habt ja eben eine sehr wichtige Arbeit vor, drum will ich nicht weiter stören,“ — und es verschwand der Krauskopf Teosilo's, der mit seinem Basiliskenblick zur Thür hineingesehen hatte.

Teosilo war im Auftrage des Herzogs gekommen, um anzufragen, ob der Herzog das Portrait in Empfang nehmen könne, — und war Zeuge obiger Scene gewesen.

Daß dessen Bericht über des Meisters Handlungsweise kein günstiger sein würde, das wußte Leonardo, konnte er doch selbst nunmehr, nachdem die erste Aufregung sich verflüchtigt und ruhige Ueberlegung in seiner Seele Platz genommen hatte, sein Verfahren nicht einmal vor sich rechtfertigen, wie sollte er sich deswegen vor dem Herzog verantworten.

„Welche Raserei,“ seufzte er vor sich selbst hin, „hat mich befallen? Was habe ich gethan? — Meinen Fürsten habe ich beleidigt — ja so schwer beleidigt — ihn, der mir nur Huld und Gnade erwies. — Meinen Wohlthäter habe ich beschimpft, indem ich sein Bildniß zertrat, — weh', welch ein Undank!“

Er sammelte die umherliegenden Stücke und wollte mit offenem Geständniß sofort zum Herzog sich begeben.

### III.

Es währte lange bis er vorgelassen wurde, denn der Herzog hatte vorerst alle Hofleute zu sich befohlen, und als sich nun endlich die Thür zu des Herzogs Gemächern öffnete, mußte der Meister die langen Reihen der Höflinge passiren, die ihn mit neugierigen Blicken musterten. Niemand wußte, was hier vor sich gehen sollte, wer aber in Teosilo's spöttischer Miene zu lesen verstand, der konnte bei Leonardo's Erscheinen deutlich wahrnehmen, daß diesem ein Unheil drohe. Und wie beim Herannahen eines Sturmes die ganze Natur sich in banges Schweigen hüllt, so lagerte sich eine drückende Schwüle über dem ganzen Kreise der Versammelten. Des Herzogs schwerumwölkter Stirn und das unheimliche Blitzen aus Teosilo's tückischem Auge waren die untrüglichen Merkmale eines ganz nahen Gewitters, und Jedermann glaubte das erste Grollen des Donners zu vernehmen, als der Herzog feierlich zu Leonardo also begann:

„Heut ist der Tag, wo Ihr, Meister, mein Bild mir fertig übergeben solltet, ich dächte, Ihr brächtet es.“ —

Den Blick zu Boden geheftet erwiderte der Meister:

„Wohl war vollendet Euer Bild, doch bringen kann ich's nimmer.“

„Was meint Ihr damit, Meister, daß es vollendet war? Sollt' es begründet sein, was man mir sagte, daß Ihr wieder —?“

„Ja! — verzeiht mein gnädigster Herzog,“ fiel Leonardo in die Rede, „wieder habe ich vernichtet, was mein Pinsel für Euch schuf!“

„Vernichtet?!“ betonte der Herzog mit scharfem Ausdruck, indem er sich von seinem Sitz erhob, „und vernichtet,“ wiederholte er, „und immer wieder vernichtet! — Was soll das heißen, Meister, daß Ihr seit langer Zeit alle Eure Werke vernichtet? Warum habt Ihr, trotz meines strengen Verbots, jetzt auch noch mein Bild vernichtet?“

„Seid nicht zu streng, mein Herzog, die Rechenschaft ist schwer, ich suche vergebens nach einem Grund, der mich entschuldigen könnte, und finde nichts zu meiner Vertheidigung zu sagen, da ich die That ohne Ueberlegung in einem Augenblick vollbrachte, wo nur das reizbare Gemüth des Künstlers zu mir sprach, — ich that's in einer Anwandlung von Raserei.“

Jetzt entstand eine lange Pause.

„Nun, da Ihr dieses nicht aus Bosheit thatet, nicht deshalb, um damit Euern Herrn zu kränken,“ fuhr der Herzog endlich fort, „da Eure Handlung wohl Unrecht, jedoch nicht Verbrechen ist, so will ich Euch verzeihen, wenn — —“

Das Wort „Verzeihen“ rief in der Reihe der Höflinge den lauten Ausruf des Staunens hervor, vernehmlich tönten die Worte: „gnädig, milde“ durch den weiten Saal; nur aus der Miene Teosilo's, der in der Fensternische hinter dem Herzog



lehnte, sprach sonderbarer Weise ein höhnischer Triumph, der mit des Herzogs „Verzeihung“ in vollem Widerspruche stand.

Nicht achtete Leonardo darauf, daß der Herzog seinen Urtheilspruch noch nicht vollendet hatte, das unerwartete Wort „Verzeihen“ schlug mächtig an sein reiches, weiches Herz; mit einer Dankesthräne im Auge rief er:

„O Herzog, Herzog! Ihr seid so gut und ich verdiene Eure Güte nicht; ich that Euch wehe und Ihr überhäuft mich mit Gnade, drum will ich mich jetzt Eurer Güte würdig machen, ich will jetzt thun, was Ihr nur immer mir befehlet — und schicket Ihr mich auch in Elend oder Tod, ich trüg's, weil's Euer Wille ist.“

„So will ich denn,“ fügte Ludovico hinzu, „daß Ihr zur Sühnung Eures Unrechts ein himmlisches Bild: „Des Herrn Abendmahl“ im Refectorium des Dominikanerklosters St. Maria delle Grazie an die Wand mir malet. Von heut in einem Jahr sei es fertig — doch nicht vernichtet!“

#### IV.

Wie Leonardo den Saal verlassen, wußte er selbst nicht: berauscht von der Gnade des Herzogs fand er sich wieder in seiner Werkstatt, wo er vor den Trümmern des zerrissenen Bildes stand und sich von Neuem die bittersten Vorwürfe wegen seines schändlichen Undankes machte, und je mehr er seine Handlungsweise überdachte, desto größer wuchs der Werth der herzoglichen Gnade in seinen Augen.

„Wie gut er ist,“ sprach er wohl hundert Mal vor sich hin, „wie ist doch sein Herz so mild, während sein Gesicht die Farbe „des Bösen“ zu sein scheint. — Aber ich will ihn nunmehr auch mit Himmlischem erfreuen: den Herrn, der sein heilig Blut für seine Feinde zur Sühne der Sündenschuld opfert und die Zwölfe, die seines ewigen Opfers Zeugen sind, will ich malen — malen wie sie heut vor 1450 Jahren in der heiligen Stadt geseßen.“

Es war Grüner Donnerstag.

„Noch heute will ich meine erhabene Aufgabe beginnen,“ fuhr Leonardo begeistert fort, „indem ich die Idee mir bilde, wie ich am würdigsten der wunderbaren Seelenspeise Einsetzung mit meinem schwachen Pinsel verherrliche.“

Schon pilgerte sein Geist hinan zum Zionsaal, indeß sein Fuß ihn fort in's Freie führte, schon schwebte ihm vor Augen der Freunde Jesu kleine Schaar, schon trat des Heilands liebevolles Antlitz in schwachen Umrissen aus dem Nebel der Phantasie hervor — der Künstler suchte es genauer zu erfassen, er strengte des Geistes Blick gewaltsam an, um jenen Nebel gänzlich zu durchdringen — da tritt das Bild ihm schnell in weiten Hintergrund zurück und neue Züge, neue Gestalten, neue Gruppen entwirren sich dem bunten Durcheinander, noch weniger haltbar, als die ersteren. Und wiederum ein anderer Plan tritt kühn, doch flüchtig an des Zweiten Platz. So gaukelten wohl zehn Ideen in neckendem Spiel um des sinnenden Meisters haschenden Geist. Doch weh', — was ist dies, — ihm wird bang, daß keine Idee in seiner Seele einen festen Haltpunkt finden will. Ist's denn der neuwachende Frühling, der mit seinen milden Lüften des Meisters Geist in ungemessene Räume führt? Sind's schwelende Blütenbäume, die diesen Geist berauscht und ihn der klaren

Fassungskraft beraubt? Ist es das goldene Abendroth der untergehenden Sonne, das seinen geistigen Blick so seltsam blendet?

Nichts ist's von Alledem. Unter dem schweren Druck einer sonderbaren Ahnung erzitterte leise Leonardo's Seele und dieses Zittern wurde noch stärker und mächtiger jetzt, wo plötzlich Teosilo's unheimliches Bild vor unsers Künstlers Seele trat.

„Warum bebst Du, Leonardo, vor dieses Hößlings schleichen der Gestalt? Warum keimt Argwohn Dir in Deiner Brust, sobald Du flüchtig nur an diesen Teosilo denkst? Was hat wohl mit Deiner jetzigen Aufgabe zu schaffen, daß Deines Planes Gestalten vor der Erinnerung an ihn pfeilschnell entfliehen? — Hinweg mit jedem Groll, mit jedem Argwohn! Wie könnte auf dem Boden einer Seele, auf dem das Unkraut des geheimen Hasses wuchert, die zarte Pflanze einer religiösen Idee gedeihen?“ — So dachte Leonardo bei sich und kämpfte mächtig gegen seinen Feind in eigener Brust.

Armer Leonardo! wüßtest Du, daß jene Aufgabe, das Abendmahl des Herrn zu malen, als Schlinge von Teosilo Dir gelegt worden ist, so hättest Du den Schlüssel für jene räthselhafte Ahnung Deiner Seele. — Schlaue rechnete der Hößling also: malt er das Bild mit Aufwand seiner Kunst, so leistet er nur meinem Wunsche Folge, der stolze Meister dient nur mir, denn ich versprach es meinem Bruder zu St. Maria, daß ich für einen Schmuck des Refectoriums in seinem Kloster sorgen wolle, — malt er's nicht meisterhaft, rufe ich den jungen Michel Angelo herbei dem Leonardo zur Beschämung. —

Fieberhaft erregt durch den gewaltigen, innerlichen Kampf, ermattet durch den weiten Weg, den er unbewußt zurückgelegt hatte, trat der Meister endlich den Heimweg an. Da lag auf einmal das Dominikanerkloster vor ihm und Orgeltöne drangen zauberisch an sein Ohr. Der fromme Gesang der Klosterbrüder erhob sich mächtig zu des Hößstins Thron und riß der Sänger und der Zuhörer Seelen gewaltsam empor — hinauf in's Heimatland der ewigen Sonne. Und wie Leonardo stand und lauschte, da zog des Himmels Friede ein in seine Brust.

„Hier ist der Ort, an dem ich malen soll,“ — rief er. „Die Brüder sind im Chor, es steht mich Niemand, so will ich denn zum Wenigsten für heut die Stelle sehen, wo bald mein Pinsel schaffen soll.“

Ganz leise trat er in die düstern Hallen, des Abendroths Schimmer leuchtete ihm und der vernehmliche Gesang der Antiphone:

„Coenantiibus autem illis accepit Jesus panem“

(Während des Mahles nahm Jesus das Brod)

begleitete des Schriftes Takt.

„Das ist des Evangelisten kräftig zeichnender Bericht,“ flüsterte begeistert Leonardo sich selber zu. „Ach könnte ich diese lebendigen Züge seinem Griffel treu entlehnen, — könnte ich das Wunder der Gottesliebe sprechend malen! — Doch nein, solch Liebeswerk — bleibt Gotteswerk, — so daß der Mensch zu ohnmächtig ist, ein ähnliches zu schaffen und wär's auch selbst in Farben nur. — O Kraft des Hößstins, die Du meinen Willen kennst, o gib Du mir auch das Vollbringen!“ —

Sein Herz schlug rasch und immer rascher, — noch einmal lauschte er den schwach verhallenden Tönen des Gesanges, noch



hörte er die Worte: „deditque discipulis suis“ (Und gab es seinen Jüngern) — da öffnete er des Refectoriums Flügelthür — doch überschritt er nicht die Schwelle, er stand wie festgebannt, — des Himmels Pforte schien sich des Künstlers Blicken erschlossen zu haben, denn was er da sah, es war nichts Irdisches, es war ja des Abendmahls aufgeschlagene Tafel mit Jesus und seinen geliebten Aposteln. (Fortsetzung folgt.)

## Vermischte Nachrichten.

**Reiffe, 12. Oktbr. (Paramenten-Verein.)** Der hiesige Paramenten-Verein (zur Anbetung des allerheiligsten Altarsakraments und zur Unterstützung armer Kirchen) trifft Vorbereitungen, um seine diesjährige Ausstellung von Kirchensachen zu halten. Dieselbe soll Ende dieses Monats in den Tagen vom 29. Oktober bis zum 2. November incl. im städtischen Redoutensaal stattfinden, der zu diesem Zwecke von Seiten des hiesigen Magistrats mit größter Bereitwilligkeit bereits zugesagt worden. Wir machen alle Mitglieder, Gönner und Wohlthäter des Vereins im Voraus auf diese Ausstellung aufmerksam und wünschen derselben die allgemeinste Theilnahme des Publikums. Besonders läge es im Interesse des Vereins, wenn die hochwürdige Geistlichkeit aus der Umgegend, und wem es beliebt, auch aus der Ferne, der Ausstellung ihren geneigten Zuspruch schenkte.

**Warmbrunn. (Soldaten-Hilfsachen.)** Wie in Teplitz für franke österreichische und preussische Soldaten Aufnahmehäuser mit freier Verpflegung sich befinden, so will auch das Berliner Hilfscomité zur Verpflegung der durchpassirenden verwundeten Krieger ein solches Curhaus in Warmbrunn mit vorläufig etwa 30—40 Betten in's Leben rufen, worin der Heilquellenbedürftige bis zum Feldwebel einschließlich Aufnahme finden soll.

Vorerst sollen die im dänischen Kriege Verwundeten, auch wenn sie schon in den Civilstand sich zurückgezogen, berücksichtigt werden. Das Comité ruft zu milden Beiträgen auf, die an selbiges einzusenden. Graf v. Schaffgotsch, Besitzer von Warmbrunn, hat sich mit dem Beitrag von per 1000 Thaler betheiliget. — Zu diesem Zweck und für die Prinzess Maria-Anna-Stiftung, um den Töchtern der in Schleswig und Jütland gefallenen Soldaten bis zum Feldwebel aufwärts eine geeignete Erziehung und Aussteuer zu geben, wird das Comité auch in Berlin einen großen Weihnachts-Bazar veranstalten und erucht besonders die Etablissements- und Magazinbesitzer um Beihilfung durch Einsendung von ihren Erzeugnissen an H. Mühling, Berlin, Hotel de Rome, unter den Linden 39.

Der **Augsburger** Magistrat hatte unlängst eine Anwendung von „Liberalismus“: er beschloß nämlich, daß Unteroffiziere und Soldaten, weil sie vermöge des Gesetzes anwesend sind, keine Aufenthaltssarten brauchen! Geringe Kapläne, Klosterfrauen, Kapuziner und andere ungesetzliche Menschenrassen bedürfen einer auf Wohlverhalten ausgestellten Erlaubniß. Hochselbiges Collegium kann mit dem „Königsberger Magistrat“, der die „grauen Schwefeln“ mit Anzugsgeldern begrüßt, Arm in Arm das Jahrhundert durchschreiten!

Man schreibt aus **Stuttgart**: Ein Haukefisch in einem hiesigen Handelsgeschäfte besitzt einen Pinsch, welcher der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden beginnt. Täglich um die Mittags- oder Abendstunde sieht man das herzige Thier, ein Cigarrenpfeifchen im Munde, einen Zwickel auf die Nase gesetzt, mit einem oder mehreren Briefen im Maule zur Post wandeln, um dieselben dort abzugeben. Beim Briefbehälter bleibt er stehen und trägt einen der vorübergehenden Briefträger an den Beinen, damit derselbe ihm die Briefe abnehme und in den Behälter werfe. Mehrmals versuchten dies schon Privatpersonen, aber knurrend verweigert der Pinsch die Herausgabe und überläßt sein anvertrautes Gut nur Jemanden, der die ihm wohlbekannte Postuniform trägt.

In **Wien** kam kürzlich ein etwas verwildert aussehender Mensch zu einem Lehrer, der denselben mit Folgendem ansprach: Geb'n Sö mir mei Parapluie, was i vor'n Jahr bei Zhna steh'n lassen hab'. — Lehrer: Ich kenne Sie nicht und weiß nichts von Ihrem Parapluie. — Fremder: Denken's a bißl nach. Ich bin der, der vor'n Jahr bei Ihnen einbrochen is. Sö hab'n mi ja no selber dawischt. In der Verwirrung hab' i damals mei Parapluie vergessen, aber jetzt bin i da und hol mas wieder. — Lehrer (den Fremden zu einem Kasten führend): Da schauen Sie her, Sie niederträchtiger Mensch, wie Sie mir den Kasten zugerichtet haben und scheeren Sie sich weiter. — Fremder: Darüber können Sö mir nix mehr sag'n, dafür hab i mei Straf ausg'halt'n, nemmens nur: acht Monat und 75 . . . für nix und wieder nix, denn i hab ja bei Zhna nur Fleißzettel g'funden. Kinder hab i ka, also was thu i mit dö Fleißzetteln und da soll i mei Parapluie a no hinterlassen? na das gibts net, da geh' i zur Polizei. — In der That kam der Fremde einige Zeit darauf in Begleitung eines Polizeidieners, um sein Parapluie zu requiriren, welches ihm auch ausgefolgt wurde.

**Prag. (Curiosum.)** Das „Märk. Kirchenblatt“ schreibt: „Der Josephinismus hatte bekanntlich den Grundsatz der Humanität: „die Gesundheit ist das Beste!“ mehr im Auge, als das Heil der Seelen. Da hieß es, der Gesundheit wegen sei der Friedhof von seiner natürlichen Lage bei der Kirche zu entfernen und die Verwesung durch bloße Umhüllung der Leiche mit Kalk, Stroh und Weinwand zu fördern. Gott sei Dank, der christliche Sinn hat gegen das bezügliche Gesetz sich empört, und allgemach gesiegt. Nur in den städtischen und staatlichen Krankenhäusern werden noch Arme, wenn sie aus ihrer Hinterlassenschaft Sarg und Leichenkosten nicht bestreiten können, in Stroh gewickelt und so beerdigt. Dieser schreienden Noth abzuhelfen, hat vor zwei Jahren der Hr. Canonicus Rost hier den Josef von Arimathea-Verein in's Leben gerufen, und so bestimmt jetzt jeder Arme, für den der Sarg nicht gezahlt werden kann, diesen vom Vereine gratis. Da dieser Verein nun schon ein kleines Stammkapital hat, und überdies durch die Beiträge seiner Mitglieder jährlich Zuwachs erhält, so hat die Finanzbehörde dies alsbald aufgestöbert und der Verein muß nun jährlich 4 fl. 24 kr. Steuer zahlen. Die Protestationen, die dagegen eingelegt wurden, daß Niemand davon einen Nutzen ziehe, daß alle Geschäfte des Vereines von den Mitgliedern unentgeltlich besorgt werden, daß die jährlichen Vereinsmessen unentgeltlich gelesen werden, halfen



nichts; selbst die Verufung auf das Gesetz, daß Stiftungen zu frommen Zwecken steuerfrei sind, wurde von der Finanz-Landesbehörde mit dem Bedeuten zurückgewiesen, daß dies nur von Stiftungen gelte, nicht aber auf Vereine ausgedehnt werden könne, weil im Gesetze von Vereinen zu frommen Zwecken eben keine Rede sei.“ Miserabel!

In Rom schreibt die „Unita cattolica“: Der junge Coen wird schon nächstens getauft; er wird in die christliche Kirche eingehen, trotz aller Ungläubigen des Erdballs, trotz aller Grundfälle von 1789, und trotz der ganzen, auf diese Prinzipien sich stützenden Diplomatie.“ Ein israelitisches Organ in Paris berichtet ebenfalls, daß bei der demnächst stattfindenden Taufe des jungen Coen ein Cardinal und eine neapolitanische Prinzessin Patken sein werden.

In einem Londoner Blatte beklagt sich dieser Tage ein Kirchengänger darüber, daß manche Leute mitunter sogar Zeitungen in die Kirche mitnehmen und daselbst lesen. Darauf erschien nun die Erklärung eines Amerikaners, daß in Amerika das Zeitunglesen in den Kirchen allgemeine „Sitte“ sei; es werden dort eigens Zeitungen zum Gebrauche für die Kirchenbesucher auf die Bänke gelegt. Schließlich berichtet ein Schotte, daß verglichen auch in Schottland „ganz allgemein“ geworden sei, indem die Leute Zeitungen lesen, bis der Gottesdienst seinen Anfang nimmt. Es sollte billig da auch noch eine Tasse Kaffee gereicht und der Stimmstengel angebrannt werden, um die „Andacht“ gehörig vorzubereiten.

**Mexiko.** W. v. Müller erwähnt in seiner Schrift über Mexiko eines eigenthümlichen Schmucks, dessen sich die Mexikanerinnen bedienen. Der Cucujo, ein zollgroßer Käfer, aus der Familie der Elateriden (*Pyrophorus clarius*), strahlt ein so starkes Licht von sich, daß man, wie der Gewährsmann versichert, bei seinem Schein zu lesen vermöchte. Die Damen jener Stadt pflegen diese Thierchen in feinen Drathkäfigen, und füttern sie mit Scheiben von Zuckerrohr. Abends in kleine Tüllsäckchen gesteckt, befestigt man sie in Form von Rosen an das Kleid oder in die üppigen Locken, oder trägt sie als Busennadel; so strahlen sie über die feinen Gestalten ein feenhaftes Licht. Jedenfalls eine glänzende Eroberung im Gebiete der Zoologie, welche den Damen von Veracruz für ihre Toilette hiermit dienstbar geworden ist.

**Vom 4. bis 11. Oktober** bei der Collecten-Affervation an milden Gaben eingegangen:

**Missionen:** Aus Berlin 16 rtl. 20 sgr., aus Spandau 1 rtl. 10 sgr., Breslau H. P. Stuger 20 rtl., Berzdorf H. P. Giebel 3 rtl. 15 sgr., Schweinern H. P. Kinkel 2 rtl., Neisse Fr. Stante gesammelt 9 rtl., Breslau H. P. v. Adersfeld 1 rtl. 7 sgr. 6 pf., W. i. B. 1 rtl., Bußlawitz H. P. Rother 3 rtl., Bleischwitz H. P. Wezeret 9 rtl. 15 sgr. — **Bonifacius-Verein:** Breslau Se. Fürstbischöf. Gnaden 25 rtl., H. P. Stuger 10 rtl., Neisse Fr. Stante ges. 9 rtl., W. i. B. 1 rtl., Bußlawitz H. P. Rother 2 rtl. 15 sgr., Bleischwitz v. W. 20 sgr. — **Verein der heil. Kindheit:** Bleischwitz H. P. Wezeret 7 rtl. 15 sgr., Breslau H. P. Stuger 8 rtl., Zülz H. R. Pfleger 2 rtl., Berzdorf H. P. Giebel 3 rtl. 15 sgr., Schweinern H. P. Kinkel 5 sgr., Alben- dorf H. R. Dietel 50 rtl., Gubrau H. R. Giller 10 rtl., Buß- lawitz H. P. Rother 1 rtl. 10 sgr., W. i. B. 1 rtl., Oppersdorf H. R. Puze v. d. Schulkindern in Riemertsheide 6 rtl., Pleß

H. R. Sulkatsh 8 rtl., Canth H. E. Kabirsky 3 rtl., Stuben H. R. Langner 16 rtl., Schweidnitz H. P. Warndt 30 rtl. — **Für den heil. Vater:** Bleischwitz Cl. A. u. W. 1 rtl., W. i. B. 3 rtl., Bußlawitz H. P. Rother 1 rtl. 15 sgr., Breslau H. Cur. Schneider 1 rtl. 10 sgr., Weide H. R. B. Zänisch 6 sgr. — **Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse:** Breslau H. Hauptlehrer Franz Kühn (Reinertrag der von ihm herausg. Lebensskizze d. verst. H. R. R. Barthel) 19 rtl. 7 sgr. 6 pf., Kun- zendorf H. E. Hertel (Schiedsamtvergleich) 1 rtl. 10 sgr., W. i. B. 1 rtl. — **Breslau (St. Vincenz-) Rettungsbau:** zum guten Hirten: W. i. B. 1 rtl. — **Neuzelle:** Groß- Schmograu Fr. Kratzig 1 rtl., Bleischwitz v. W. 20 sgr., W. i. B. 3 rtl., Baumgarten H. P. Gallisch 2 rtl. — **Jerusalem (V. am B. Gr.):** Neisse Fr. Stante ges. 2 rtl. — **Grünhof:** Blei- schwitz v. W. 20 sgr., W. i. B. 1 rtl. — **Schmograu:** Bußlawitz H. P. Rother (für Kreuze) 5 rtl. — **Central-Afrika:** Buß- lawitz H. P. Rother 1 rtl. 20 sgr. — **Negerfinder:** W. i. B. 1 rtl. — **Bernstadt:** W. i. B. 1 rtl. — **Frankfurt a. M.** (Rettungsbau): W. i. B. 1 rtl. — **Nügen (Bergen):** Baumgarten H. P. Gallisch 4 rtl.

### Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. H. Geisler, Hr. G. Witzsch, Görlitz; Zil. Bertha Joh. Fr. Lehrer Petri, Lissa i. Schl.

Gestorben. Königl. Berg-Civil-Unterrichter Otto Hermann, Gr. Uelshütz; Dr. med. Seydel, Freiburg; Verw. Klemptner- meister Ch. Meusel, Ratibor; Brauermstr. C. Dürst, Mal- witz; Fälscher C. Helmich aus Michelwitz.

Jeden Dienstag **frische Blut- und Leberwurst** em- pfiehlt

**E. Niesel,** Kupferschmiedestraße Nr. 3, und  
[270] Kegerberg Nr. 1 im „grünen Baum.“

Ein Schneiderbursche verlor eine Sammetweste mit Seide durchwirkt von der Taschenstraße bis Dörsstraße. Der ehrlich- finder wird ebenso dringend als ergebnis ersucht dieselbe gegen angemessene Belohnung beim Schneidermeister D. B. r. i. c. h., Dörs- straße Nr. 24, abzugeben. [293]

Ein Unverheiratheter, mit guten Zeugnissen versehener Die- ner, katbol., der wegen Einziehung zum Militär seine Stelle auf- geben mußte, sucht bald oder zum 1. Novbr. ein Unterkommen. Offerten werden in der Exped. d. Bl. entgegengenommen. [292]

## W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede- Straße 33.

**Breslauer Börse vom 13. Oktober 1864.**

|                   |    |         |                      |     |          |
|-------------------|----|---------|----------------------|-----|----------|
| Freiw. Staatsanl. | 4½ | —       | Schlef. Pfandbr.     | 3½  | 90½ G.   |
| conv. v. 50 u. 52 | 4  | 97 B.   | do. Rustital         | 4   | 98½ G.   |
| Preuß. Anl. 1855  | 4  | —       | Schlef. neue Lit. A. | 4   | 98½ G.   |
| Preuß. Anl. 1856  | 4½ | 101½ G. | do. Lit. B.          | 4   | 100½ G.  |
| Preuß. Anl. v. 59 | 5  | 106 B.  | Schlef. Lit. C.      | 4   | 99½ B.   |
| Präm.-Anl. 1855   | 3½ | 127 B.  | do. Lit. B.          | 3½  | —        |
| Staats-Schuldsch. | 3½ | 89½ B.  | Schlef. Rentenbr.    | 4   | 98½ G.   |
| Pofener Pfandbr.  | 3½ | —       | Pofen. Rentenbr.     | 4   | 94½ G.   |
| do. do.           | 4  | —       | Oesterr. Nat.-Anl.   | 5   | 67½ bez. |
| do. neue          | 4  | 94½ G.  | Oesterr. Banknoten   | 85½ | G.       |

### Getreide-Preise vom 13. Oktober 1864.

W. Weizen Schlf. 62-68-73 Sg. Erbsen Schlf. 52-58-64 Sg.  
G. Weizen 60-63-68 Kartoffeln Sach 22-26  
Roggen 41-43-45 Rapz 150 Pf. 185-201-217  
Gerste 39-40-42 Wint.-Rüben 181-191-205  
Hafer 24-29-32 Som.-Rüben 151-171-181  
Kleesaat, rothe, oder 12½ — 13½ Thlr., mittlere 14 — 15 Thlr.,  
feine 15 — 15½ Thlr.; weiße, oder 13½ — 15 Thlr., mittlere 15½ bis  
17 Thlr., feine 17½ — 18½ Thlr. per Centner.